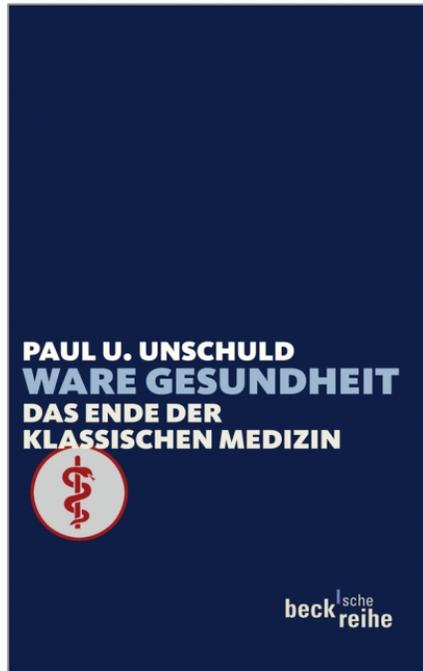


Unverkäufliche Leseprobe



Paul U. Unschuld
Ware Gesundheit
Das Ende der klassischen Medizin

124 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-59284-3

2. GESUNDHEITSTREBEN VOM ALTERTUM BIS IN DIE NEUZEIT

Eine Heilkunde zu erlernen, das steht jedem Menschen frei. Der warmherzige Trost, die mitfühlende Umarmung, das gemeinsame Gebet, die Kühlung mit einem Wadenwickel oder auch das Wissen um die einfachen Wirkungen mancher Kräuter in der Natur, all dies ist Heilkunde, die jedermann offensteht.

Die Medizin war von Anfang an elitär. Mit dem Namen des Hippokrates verbindet sich die Wandlung der Heilkunde zu einer Philosophie. Genauer gesagt: der nichtmedizinischen Heilkunde wurde eine medizinische Philosophie an die Seite gestellt. Nicht jahrzehnte- oder jahrhundertelange Praxis und Beobachtung führten zu dieser Philosophie. Es war umgekehrt: die neue Philosophie schuf ihre eigene Praxis, erzwang ihre eigenen Beobachtungen, die dann im Rahmen dieser Philosophie zu neuen Erkenntnissen führten. Das heißt, die Entstehung der Medizin in der griechischen Antike beruhte von Anfang an auf einer theoretischen Grundlage. Die allgemeine Botschaft dieser Grundlage ist die Gesetzlichkeit aller Naturvorgänge. Diese Gesetzlichkeit zu erkennen und anzuerkennen ist keine Selbstverständlichkeit. Man kann nicht in die Natur hinausgehen und dort Naturgesetze bewundern. Man muss eingeweiht werden in das Wissen um die Naturgesetze – dann kann man in der großen Natur oder auch im engen Körper eines Menschen die Auswirkungen dieser Gesetze studieren und erkennen. Auch einen Gott sieht man nicht so ohne weiteres in der Natur. Die Menschen können an einen Gott glauben, aber es muss erst einmal jemand, aus welchen Anregungen auch immer, auf die Idee gekommen sein, dass es einen Gott gibt. Und es muss seitdem immer jemand der nächsten Generation sagen, dass es einen Gott gibt, oder vielleicht mehrere. Erst dann ergibt sich der Sinn des Betens.

Nicht anders ist es in den Naturwissenschaften ganz allgemein oder in der Medizin im Besonderen. Was die Priester in der Religion und Vermittlung des Wissens um den Einen Gott oder die vie-

len Götter sind, das sind die Wissenschaftler in der Vermittlung des Wissens um die Naturgesetze. Die Wissenschaftler sind die Priester ihrer Weltanschauung. Sie teilen den Menschen, die nicht selbst in die Wissenschaften eindringen können, mit, welche Anforderungen die Naturgesetze stellen und wie man diesen Anforderungen nachkommt, um den Segen dieses Wissens in Anspruch nehmen zu können.

In der Medizin sind die Ärzte die Priester. Sie erwerben Fähigkeiten, die über Leben und Tod, Gesundheit oder Siechtum entscheiden können. Das sollte Anlass genug sein, sie zu verehren. Tatsächlich ist eine solche Verehrung in Europa schon im Altertum nachweisbar. Die Bezeichnung des Jesus Christus, des «Heiland», als Arzt weist darauf hin. Doch ist hier der Idealtyp des Arztes gemeint. Die Wirklichkeit sah anders aus. Bis in das 19. Jahrhundert hinein wurden einige Ärzte durchaus hoch geachtet. Sie machten sich einen Namen als Gelehrte, vielleicht auch gelegentlich als erfolgreiche Kliniker. Der Ruhm blieb für die Nachwelt in der Regel in ihren Schriften erhalten, nicht in Berichten über eindrucksvolle, immer wiederholbare Heilungen. Der Priester in der Religion mochte als Individuum mehr oder weniger Achtung unter seinen Mitmenschen genießen. Er war für manche Bereiche des täglichen Lebens unentbehrlich, die Taufe, die Hochzeit, die Begräbnisfeierlichkeiten und den periodischen Gottesdienst. Als Interpret des göttlichen Wirkens fiel nicht notwendigerweise der Glanz dieses Wirkens auch auf die Person des Priesters. Lediglich der besonders begabte Rhetoriker oder Autor tiefsinniger Schriften ragte aus der Vielzahl heraus.

Ähnlich war es in der Medizin. Der Arzt war der Interpret des natürlichen Wirkens. Er vermochte zu erklären, warum sich der Schmerz hier und das Geschwür dort entwickelte. Er war in der Lage vorauszusagen, ob ein Fieber tödlich und ein Schweißausbruch vielleicht sinnvoll ist. Aber der Arzt war genausowenig die Naturgewalt selbst, wie der Priester nicht Gott sein kann. So gab es auch keinen Grund, alle Ärzte pauschal zu verehren, nur weil sie sich den Kranken, den Eiternden, den Schwachen, den Hilfsbedürftigen widmen. Für solche Zuwendung verteilt die Gesellschaft bestenfalls gute Worte und Almosen als materielle Vergütung. Es

musste schon jemand besondere Fertigkeiten beweisen, die ihm Kunden von nah und fern zuführten, um vielleicht «verehrt» zu werden und mit seinem Können Reichtum anzusammeln.

In Europa erschwerte den Aufstieg der Ärzte zu einer als Berufsstand insgesamt hochgeachteten Gruppe noch ein weiterer Umstand. Mit der Einbeziehung der griechischen Stadtstaaten in das Römische Reich verlor die antike griechische Medizin das kulturelle Umfeld, aus dem sie hervorgegangen war und in dem sie plausibel erschien. Die Schriften waren vorhanden, und weitere Schriften in der einmal begonnenen Weltsicht wurden verfasst. Das so genannte *Corpus Hippocraticum*, das wahrscheinlich erst nach der Lebenszeit des Hippokrates geschrieben wurde, zeigt die unmittelbare Dynamik der Weiterentwicklung an. Aber bereits in Rom wirkte die griechische Denkweise wie ein Fremdkörper. Für die Befreiung des Individuums aus der Beherrschung durch den Adel oder die Tyrannen mochte die Republik noch Interesse gehabt haben, nicht jedoch das Kaiserreich. Das römische Recht hat eine große zivilisatorische Bedeutung für die Rechtssicherheit in Europa nicht nur in der Antike, sondern bis in die Gegenwart gehabt; eine revolutionäre Kraft, die Unabhängigkeit des Individuums von Eingriffen der Mächte außerhalb seiner Gewalt zu gewinnen, vermochte es nicht zu entfalten.

Die Griechen, die nach Rom kamen, brachten den Glauben an den Primat der Naturgesetze mit. Die Römer schlossen sich dieser fremden Sicht kaum an. Sie glaubten weiterhin an Magie und Geister. Alte empirische Weisheiten erschienen ihnen hilfreich genug. Die Naturgesetze, die allem übergeordnet und vor denen jeder gleich sein sollte, überzeugten kaum jemanden im alten Rom. So kam es, dass neue Sichtweisen erstarkten. Autoren meldeten sich zu Wort, die es schlichtweg ablehnten, über die naturgesetzlichen Grundlagen des Krankseins und wirkungsvoller Behandlung nachzudenken. Die Ärzteschaft war tief gespalten. Mediziner und nichtmedizinische Heilkundige vertraten die eine oder die andere Meinung. Die Methodenvielfalt verhinderte die Entstehung einer Berufsgruppe, die im Stande gewesen wäre, mit einer Stimme eine Weltanschauung vorzutragen und auf der Grundlage dieser Weltanschauung effektive Medizin zu betreiben.

Um dies zu wiederholen, die bloße Hinwendung zu den Kranken und Schwachen, den Eiternden und Hilfsbedürftigen bringt noch keine große Achtung oder Ehrung ein. Gesundheit war über die Jahrhunderte bis in die Neuzeit ein Gut, das den allermeisten Menschen am Herzen lag. Aber für die Medizin, die einst in der griechischen Polis entstanden war, wurde es im Laufe der Jahrhunderte zunehmend schwieriger, ein geeignetes Umfeld zu finden, in dem sie sich in dem ursprünglichen Sinne hätte weiterentwickeln können. Der Methodenvielfalt in der Hochzeit des römischen Imperiums stellte sich im 2. Jahrhundert noch einmal ein griechischer Arzt, der in Rom zu Ansehen gekommen war, Galen, entgegen. Er war unglaublich schaffensreich, ersann erstmals eine theoretische Lehre von der Wirkung der Arzneistoffe im Organismus, seziierte Tiere, um den verborgenen Geheimnissen des Körperbaus und seiner Funktionen auf die Spur zu kommen.

Es ist bezeichnend, dass die Vorstellungen des griechisch-römischen Arztes Galen bis in das 19. Jahrhundert überleben konnten. Er war der letzte große Theoretiker der Antike. Danach lieferten unzählige Ärzte Einzelbausteine, aber ein Durchbruch zu einer neuen theoretischen Ebene war keinem von ihnen beschieden. Einige mochten für ihre Gelehrsamkeit Hochachtung unter ihren Zeitgenossen genießen. Als Ärzte, als Therapeuten, wurde ihnen nur selten andauernder Ruhm zuteil.

Theophrastus Bombastus von Hohenheim, genannt Paracelsus (1493–1541), blieb mit seinen Schriften und seinem ungewöhnlichen Lebenslauf im kulturellen Gedächtnis haften. Er mag zudem als einer der vielen Intellektuellen in Erinnerung gerufen werden, die die beiden gegenläufigen Sichtweisen auf menschliches Leid und die Gesunden in sich vereinten. Er trug zum Fortschritt der existentiellen Selbstbestimmung bei, gleichzeitig räumte er Gott einen Einfluss auf die Länge und die Güte des menschlichen Lebens ein.

Paracelsus und andere gelehrte Mediziner waren in ihrem Bestreben, Gesundheit zu erläutern und den Patienten wieder zu gewähren, keinesfalls allein. Auch die Ideen einer Äbtissin des Hohen Mittelalters, Hildegard von Bingen (um 1098–1179), haben bis in die Gegenwart unter solchen Menschen Anhänger finden können, die Heilkunde mit dem Versprechen der Freiheit von körperlichem



Knoblaucherte, Tacuinum Sanitatis, 15. Jahrhundert. Paris, Bibliothèque Nationale, Département des manuscrits, Latin 9333, folio 23

und seelischem Leid gleichsetzen – nicht aber mit dem zweiten Grund, der Selbstbestimmung menschlicher Existenz.

Die Bücher, die wir aus der Spätantike, dem Mittelalter bis in die frühe Neuzeit kennen und für ihren Gedankenreichtum und die Beobachtungsvielfalt bewundern, waren zudem einer kleinen gesellschaftlichen Oberschicht vorbehalten. Das gilt auch für die so genannten Leitfäden der Gesundheit, die *Regimina Sanitatis*, die vom 13. bis 15. Jahrhundert von Salerno ausgehend Aufmerksamkeit erlangten. Als aufschlussreiche Wegmarken in dem Bemühen um existenzielle Selbstbestimmung sind auch die von den christlich-arabischen Autoren ibn-Butlan (starb 1066) und ibn-Dschezla (konvertierte zum Islam; starb 1100) verfassten «Tabellarische Übersicht der Gesundheit» und «Tabellarische Übersicht der Krankheiten» einer Erwähnung wert. Sie wurden im 13. Jahrhundert erstmals in lateinischer Fassung als *Tacuini Sanitatis* und *Tacuini Aegritudinum* veröffentlicht; Michael Herr ersetzte in seiner deutschen Version aus dem Jahre 1533 im Titel die «tabellarische Übersicht» durch die Formulierung «Schachtafeln [der Gesundheit, bzw. der Krankheiten]». Das Spiel um Leben und Tod, um Gesundheit und Krankheit als Schachspiel; jedes Feld, jeder Zug der Figuren ist eine Anweisung, das Schicksal schachmatt zu stellen und dem Spieler die Gesundheit zu sichern.⁶

Die Autoren dieser Schriften bezogen ihr Wissen aus vielen Quellen, aus der Medizin der Antike, aus arabischen Überlieferungen ebenso wie aus europäischen Volksweisheiten. Sie propagierten einen, wie man annahm, gesunden Lebenswandel mit dem Leitgedanken des Maßhaltens und stellten den richtigen Umgang mit den sechs so genannten «nicht angeborenen Dingen», *res non naturales*, das sind Luft und Lebensmittel, Schlafen/Wachen, Ausscheiden/Nahrungsaufnahme, Bewegung/Ruhe und die geistigen Aktivitäten, in den Mittelpunkt ihrer Ratschläge. Doch so eindrucksvoll diese guten Ratschläge noch heute erscheinen mögen, für die Gesundheit der Gesamtbevölkerung blieben sie unerheblich.

Um diese Gesundheit kümmerten sich viele Kundige. Es gab Kräuterfrauen und Laienwissen, das in Familien von Generation zu Generation überliefert wurde, und es boten sich Quacksalber und Steinschneider an, die von Markt zu Markt zogen, die eine oder

andere operative Technik anwendeten und sich dafür einen Obolus einhandelten. Mönche in Klöstern pflegten sich selbst. Ihr Wissen um die Heilpflanzen, die sie in Klostergärten anpflanzten und pharmazeutisch aufbereitet in Klosterapotheken vorrätig hielten, war sicherlich auch segensreich für manche Menschen, die in der Umgebung der Klöster lebten oder die auf den langen Pilgerreisen erkrankten und in christlicher Barmherzigkeit Hilfe erfuhren.

Die seit dem Hohen Mittelalter in den wenigen medizinischen Fakultäten von Montpellier, später Padua, Bologna und anderenorts mehr ausgebildeten Ärzte mochten sich zwar als Akademiker über allen diesen Heilern stehend sehen, aber der Masse der Menschen blieb ihr Wirken verborgen. Deren Gesundheit war von ihrer biologischen Verfassung, von den gesellschaftlichen Umständen, unter denen sie lebten und arbeiteten, von den Naturgewalten, die auf sie einwirkten, von den Kriegen und anderen Gewalteinwirkungen, denen sie ausgesetzt waren, ebenso abhängig wie etwa von Mangelernährung in Dürrezeiten oder auch altersbedingt, wenn Zahnlosigkeit oder der Eigennutz der Nachkommen keine ausgewogene Ernährung mehr zuließen. So ist es verständlich, dass die Menschen ihre Gesundheit überall dort suchten, wo sich Hilfe anbot. Das konnte in der Kirche sein, im religiösen Rahmen über das Gebet, die Fürbitte, die Wallfahrt, das Gelübde. Es konnte die Hausapotheke sein oder die Inanspruchnahme selbsternannter oder mit einem Universitätsdiplom ausgewiesener Experten.

Der Staat betrachtete sich nur in Ansätzen als für die Gesundheit seiner Bürger verantwortlich. Seit dem Mittelalter erließen manche Städte Verordnungen, etwa die Märkte am Wochenende zu säubern oder altes Fleisch und Fisch nicht bis in die neue Woche zu lagern. Ab dem 14. Jahrhundert versuchten einige Verwaltungen die Qualität der in den öffentlichen Apotheken angebotenen Arzneimittel auf ein bestimmtes Qualitätsniveau zu heben. Aber das waren Einzelmaßnahmen, die insgesamt gesehen nicht die Kraft entfalten konnten, die Gesundheit der Bevölkerung maßgeblich zu beeinflussen. Gesundheit war weitgehend Selbstzweck. Das galt nicht für die arbeitsfähigen Mitglieder einer Familie. Abgesehen von vielleicht emotionalen Bindungen, die durch ein Kranksein und die Gefahr oder Wirklichkeit frühen Todes belastet werden konnten,

mochte der Ausfall einer Arbeitskraft, vor allem des in der Regel männlichen «Ernährers», verheerende Folgen nach sich ziehen. Ein solcher Verlust ließ sich nicht ohne weiteres ersetzen, auch wenn es üblich war, dass etwa eine Witwe einen Bruder ihres verstorbenen Mannes ehelichte – falls ein solcher existierte. Außerhalb der Familie jedoch hatte der Kranke keinen unersetzlichen Wert. Keine Struktur musste die Krankheit oder den Verlust eines Menschen als Wertminderung bedauern. Jede Lücke ließ sich wieder schließen. So ist verständlich, warum Krankheit und früher Tod zwar auch in Familie und Freundeskreis Emotionen wecken mochten, aber keine gesamtgesellschaftlichen Maßnahmen erforderten, die einem materiellen Wertverlust entgegenwirken sollten. Die Trauer, wenn überhaupt jemand solche außerhalb von Familie und Freundeskreis über Krankheit und Tod eines Mitmenschen empfand, erschöpfte sich in Gefühlen.

Von der Erfüllung ihres zweifachen Sinnes war die Medizin weit entfernt. Die Fähigkeit, den Menschen zu Gesundheit als Leidfreiheit zu verhelfen, hatte sich wahrscheinlich seit dem Aufbruch in die Naturgesetzlichkeit in der griechischen Antike kaum verbessert. Das lag zum einen an dem medizinischen Wissen selbst, das sich ungeachtet eines mehr als tausendjährigen Bemühens therapeutisch kaum effektiver auswirkte. Damit eng verknüpft war auch das Unvermögen, dem tieferen Ziel der Medizin nahezukommen, das heißt, die Menschen in die Freiheit zu entlassen, sich die Qualität ihres Lebens selbst und eigenverantwortlich zu schaffen, ohne in dem Bewusstsein verhaftet zu bleiben, es seien übermenschliche Kräfte, von deren oft genug nicht durchschaubaren Eingriffen Leid oder Nicht-Leid abhingen.